

SOPHIA VON DAHLWITZ

DAS LICHT
ZWISCHEN
DEN ZEITEN

ROMAN

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2018 Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Der Abdruck aus Thomas Mann, *Buddenbrooks*,
erfolgte mit freundlicher Genehmigung von
© S. Fischer Verlag, Berlin 1901. Alle Rechte vorbehalten.
S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Redaktion: Silvia Kuttny-Walser
Covergestaltung: Cornelia Niere, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-28191-8

2 4 5 3 1

*Für Wolfgang
Für meine Eltern*

PROLOG

Eins steht fest, John: Der Tod macht frei. Von allem. Angst, zum Beispiel – Angst ist definitiv kein Thema mehr. Dafür Erleichterung. Und Freude auch, natürlich. Schade ist nur, dass man das erst erfährt, wenn es so weit ist. Was würden wir uns ersparen, wenn wir wüssten, was uns jenseits des Jordans wirklich erwartet – maximale Glückseligkeit –, und wenn wir nichts dafür tun müssten, wirklich nichts, einfach nur abwarten, weil ohnehin alles vollkommen sein wird. Vollkommen egal, um genau zu sein; keine Beurteilungen, keine Kritik, dafür eine Meditationsstunde, die niemals endet.

Ich bin tot.

Ja, so ist es, John, und glaub mir, ich liebe es, denn ich vermisse gar nichts mehr, und das allein ist schon eine fantastische Erfahrung für einen ewig unzufriedenen Menschen wie mich. Woraus ich folgere, dass der Tod tatsächlich nur ein physisches Finale ist, er beendet ein für alle Mal die Herrschaft körperlicher und seelischer Beschränkungen über Geist und Fantasie, die sich endlich ungebremst ausbreiten können.

Die Umstände meines Todes entziehen sich meiner näheren Betrachtung; ich habe eine vage Ahnung, aber keine Gewissheit. Was seltsam ist, weil alles andere so klar erscheint; eine gleißend helle, sonnendurchflutete Herbstlandschaft mit unzähligen Farbabstufungen von Grün über Rot bis Dunkelbraun und Konturen von so unwirklicher Tiefenschärfe, als wären sie aus der Luft herausgemeißelt. Trotzdem weiß ich nur noch, wie es war, zu sterben; eine innere Explosion, das Aufbrechen einer Blüte oder auch der Ausbruch eines Vulkans, nicht schmerzhaft, aber gewaltig, der krasse Wechsel von fest und flüssig in einen gasförmigen Zustand, der alles durchdringen, aber nichts berühren kann. Ganz sicher bin ich

mir, dass ich meinen Tod selbst verursacht habe, und nicht nur das, möglicherweise habe ich auch andere Menschen mitgenommen, Max oder Ruth oder Karina oder Uli oder alle zusammen ... Was mich überhaupt nicht erstaunt, schon gar nicht schockiert, vielmehr entspricht das meinem Grundgefühl von Geburt an, wie eine Ahnung, die sich endlich bewahrheitet hat. Wo ich war, hätte ich niemals sein dürfen, nichts, was ich erreicht hatte, war ich wert, keinen Erfolg hatte ich verdient, Liebe stand mir nicht zu, wohin ich ging, brachte ich das Unglück mit.

Erst jetzt bin ich frei von alldem.

Nun komme ich zu dir, betrachte dich bei deinen Vorlesungen, schaue dir zu, wenn du über den Campus läufst mit deiner anthrazitfarbenen Laptoptasche unter dem Arm und es offenbar immer eilig hast, besuche dich in deinen Träumen, spuke durch dein Gehirn, reize deine Synapsen und werde dich nicht in Ruhe lassen, weil das Einzige, was ich wirklich bedaure –

Womit ich nicht zurechtkomme –

Stell dir vor, John, wie es ist, sowohl die Oberfläche als auch das Innere der Dinge zu erfassen, gleichzeitig das gesamte Universum und die fragilsten Amöbenstrukturen gedanklich zu durchdringen; eine fantastische Droge, ein unglaublicher Trip: der Zugriff auf das Weltwissen ohne jede Anstrengung –

Doch niemand hört dir zu.

Du musst mir zuhören, John. Ich muss dir etwas erklären, als Anwältin und als Zeugin der Verteidigung zugleich: Ja, richtig, das wird ein Plädoyer, und eins, das nur ich übernehmen kann, weil in der Dimension, in der ich mich befinde, jede Millisekunde in Abermilliarden von Paralleluniversen existiert, inklusive sämtlicher Möglichkeiten aller denkbaren Entwicklungen.

Und ich, ich habe Zugang zu jeder einzelnen.

Hör mir zu. Schick mich nicht weg. Bitte.

TEIL 1

FROMMBERG, WESTPREUSSEN
JULI 1918

Rudela. Mit ihr fing alles an. Ausgerechnet mit der ein bisschen verwirrten Rudela, ahnungsloses Werkzeug in den Händen der Höheren Macht, die sie als Joker einsetzte, um die Dinge in Bewegung zu bringen.

Rudela war verträumt und schüchtern und sehr *musisch*. Musisch war ein Schlüsselwort in der Familie Dahlwitz, musisch sein war elementar. Tüchtig allein genügte nicht, es musste noch etwas dazukommen, ein Aspekt, der Anstrengungen transzendierte, sich über das rein Materielle erhob und es rechtfertigte, weil Gott fleißige Menschen schätzte, aber Künstler liebte. Rudela zumindest erfüllte diese Erwartungen, indem sie bereits als Zehnjährige so gut Violine spielte, dass sie schon mehrmals Streichquartette in den Gütern der Umgebung hatte verstärken dürfen. Im März war sie dreizehn geworden, war blond und dünn mit blauen, ein bisschen verschwommenen Augen und kinnlangen, schnurgerade abgeschnittenen Haaren, die ihr Josepha mit einem seitlich geknoteten Samtband aus der Stirn gebunden hatte.

Ich sehe sie jetzt vor mir, ganz nah: Ich betrachte sie aus jedem erdenklichen Blickwinkel, ich tauche in sie hinein und begreife sie; Traurigkeit breitet sich in mir aus und gleichzeitig so etwas wie Glück, denn es gibt sie zwar nicht mehr, genauso wenig wie mich, aber in meiner neuen Welt wird sie ewig existieren, genau wie ich.

An diesem Tag war es warm, sehr warm, ein einzelner sonniger Julitag nach zwei kühlen Regenwochen.

Rudela, die von ihrer Maman manchmal Dela genannt wurde, aber nur, wenn die Maman wirklich gut gelaunt war, saß in dem abgeblühten Fliederbusch, von dem aus man die endlos lange, schnurgerade Kastanienallee im Auge hatte, aber selber nicht gesehen werden konnte. Die Kastanienallee führte von der Auffahrt des Neuen Schlosses nach Westen und nach Osten in den weitläufigen Park, der in das in der Eiszeit entstandene Urstromtal mündete. Das Neue Schloss, ein paar Hundert Meter vom ursprünglichen Rittergut entfernt, war erst vor einem Jahr mithilfe zahlreicher russischer Kriegsgefangener fertiggestellt worden und befand sich also genau dazwischen, ein symbolischer Fixpunkt zwischen zwei auseinanderstrebenden Richtungen, würde Rudela später denken, viel später, aber jetzt guckte sie, ohne viel zu denken, von ihrem Platz im Flieder aus nach Westen, direkt in die Sonne, die schon ziemlich tief stand, und beobachtete den Einspanner, mit dem Kutscher Glienke Onkel Wilhelm und Tante Benita zur Bahnstation nach Deutsch Krone fuhr. Staubwirbel begleiteten das Gefährt wie eine sandfarbene Aura, bis es nur noch ein dunkler Punkt war, der sich schließlich in einer schimmernden Luftspiegelung auflöste, als hätte ihn jemand weggezaubert. Dann sah sie ihren Vater, der mit seiner Hündin Cora zurückkam, augenscheinlich von der Jagd, denn er trug etwas über der Schulter, das aussah wie ein Reh.

Rudela verbrachte oft Stunden in dem Flieder, der auf einer kleinen Anhöhe stand. Er sah von außen dicht belaubt und kompakt aus, bestand aber innen fast nur noch aus verholztem Gestrüpp und hatte diese kleine natürliche Aussparung, wo sie noch gerade so hineinpasste. Kein Mensch außer ihr wusste davon, und so kam es den anderen Familienmitgliedern manchmal vor, als würde sich Rudela zeitweise in einen Geist verwandeln oder als könnte sie sich unsichtbar machen.

Die Minuten vergingen, schmolzen in den Sonnenunter-

gang, flossen in die Dämmerung, schließlich läutete die Glocke zum Abendessen, und Rudela wollte sich gerade aus ihrem Versteck herauswinden, als sie einen Laut hörte. Sie drehte den Kopf vorsichtig in die Richtung, aber Laub und Äste versperrten ihr den Blick, und dann gab es ein weiteres Geräusch von anderswo her, das sich wie Gekicher anhörte, dann ein Rascheln wie von Kleiderstoff.

Dann nichts mehr.

Sie blieb sitzen und überlegte. Vergaß die Glocke, vergaß alles; ihr Herz klopfte dumpf an die Rippen, und sie bekam schlecht Luft, ähnlich wie im letzten Winter, als sie krank war und wochenlang das Gefühl hatte, dass etwas ihren Brustkorb zusammenpresste, um sie zu einem schmerzhaften, trockenen Husten zu zwingen, der den Druck nicht wegnahm, sondern sogar noch verstärkte. Doch jetzt war Sommer, sie war gesund, und endlich war es wieder still, nicht ein Lüftchen regte sich, bis Minuten später ein neues Geräusch kam, nämlich das unregelmäßige Tuckern von Opapas Automobil, der sich um diese Zeit gern auf eine Spritztour durch die Dörfer begab. Opapa, ihr Großvater aus der Blauen Linie (es gab noch eine Rote Linie, aber dazu später), sah ausgesprochen schlecht und hörte fast gar nichts mehr, was unter anderem dazu führte, dass ihm häufig Federvieh von den umliegenden Bauernhöfen unter die Räder kam. Weshalb er sich angewöhnt hatte, immer ein Reservehuhn mitzunehmen, um es im Fall des Falles aus dem Fenster zu werfen.

Das Tuckern wurde leiser, das Kichern und Rascheln hatte aufgehört, Rudelas Herz schlug wieder normal, und sie arbeitete sich langsam und vorsichtig aus dem Flieder heraus, ein seltsamer Anblick, als würde aus dem Gebüsch etwas Fremdes wachsen, das sich als barfüßiges Kind in einem sonnen-gelben, knielangen Kleidchen materialisierte, was – typisch für Rudela – keinen Gedanken daran verschwendete, dass sich jemand Sorgen machen könnte.

Rudela lief also völlig unbelastet zum Schloss, immer noch ganz in ihrer eigenen kleinen, ein bisschen verdrehten Gedankenwelt, drückte sich durch die halb offene Terrassentür in den Gartensaal und schlich an Donatas Büro vorbei. Dann blieb sie mitten auf dem schimmernden Parkett stehen, in dessen Schachbrettmuster sie sich manchmal so lange vertiefte, bis sie alles um sich herum vergaß. Aber nicht heute. Denn jemand rief ihren Namen, holte sie ziemlich unsanft zurück ins Jetzt, genau so, wie sie es hasste, nämlich so, dass jeder Ausweg versperrt war.

Josepha. Es war längst Zeit zum Abendessen, die Glocke hatte vor über zehn Minuten geläutet, und man erwartete, dass sie sich an solche Zeiten hielt ohne Erklärungen über den Grund dieser und anderer Notwendigkeiten. Langsam setzte Rudela sich wieder in Bewegung, öffnete die Tür zur dämmerigen Diele, schloss sie ganz leise hinter sich und lief über die Freitreppe nach oben in den Kindertrakt, wo Josepha sie erwartete.

»Wo warst du?«

»Draußen.«

»Wo draußen?«

»Eben draußen.«

So war Rudela: ein grüblerisches Geschöpf, dem schnell alles zu viel wurde; Geräusche, Gespräche, *Menschen*, die in ihr abgeschottetes Universum einbrachen, indem sie Dinge fragten, auf die sie keine Antwort hatte, Anweisungen gaben, mit denen sie nichts anfangen konnte. All das waren unwillkommene Unterbrechungen, die sie davon abhielten, nachzudenken, heute zum Beispiel darüber, wer die mysteriösen Geräusche verursacht hatte. Kein Tier, kein Mensch, das stand fest, aber vielleicht ein Zwerg. Es gab gute und böse Zwerge, glaubte Rudela, und die bösen waren hinterlistig und spielten einem üble Streiche.

»Was heißt das, Rudelachen? Wo draußen? Frau Heimstet-

ten hat sich nach dir erkundigt, du bist nicht zur Rechenstunde gekommen.«

»Lass mich.« Oder hatte sie sich verhöhrt, und da war gar nichts gewesen, und sie hatte sich alles eingebildet, wie so oft?

»Sei nicht bockig! Wenn du weiter bockig bist, spreche ich mit der gnädigen Frau.«

»Machst du nicht.« Rudela gähnte Josepha ins stets freundliche, rotbackige Gesicht in dem Wissen, dass das unverschämt und gemein war, aber sie konnte nicht anders und verstand selbst nicht, warum, denn einerseits tröstete Josepha sie, wenn sie Bauchweh hatte, drückte sie an ihren flachen Busen, wenn sie traurig war, und ließ sie sogar in ihrem Bett schlafen, wenn Rudela sich einsam fühlte. In solchen Nächten drückte sich Rudela an Josephas breiten, knochigen Rücken, vergrub ihre Nase im Nachtgewand aus einem harten Stoff voller Knötchen, und es machte ihr fast nichts aus, dass Josepha immer ein bisschen (manchmal auch ziemlich stark) nach Schweiß roch, ein dumpfer, salziger Geruch, der unangenehm war, aber auch etwas Heimeliges hatte. Wenn sie sich dann so nahe waren, fast wie Schwestern, erzählte Josepha ihr manchmal von ihrer Familie, ihren beiden Brüdern, von denen der eine ein Tunichtgut war, der ihren Vater noch ins Grab bringen würde.

»Was ist ein Tunichtgut?«, fragte Rudela dann.

»Das ist einer, der die Mädchen und den Schnaps lieber hat als die Arbeit.«

»Können auch Mädchen Tunichtgute sein?«

»Du stellst Fragen, Rudelachen.«

»Können sie?«

»Ja.«

»Was tun sie dann?«

»Sie lassen sich gehen.«

»Wohin?«

»Dahin, wo es wehtut.«

»Wo ist das?«

»Schlaf jetzt.«

»Wo?«

»Schlaf, mein Liebchen. Schlaf ein.«

Doch schon am nächsten Tag war der Graben zwischen ihnen wieder so tief wie eh und je, was ganz generell zu den Dingen zu gehören schien, die vielleicht immer so sein würden, unveränderlich wie der Sonnenaufgang jeden Morgen und die kühlen, windigen Tage im Herbst, wo es draußen nach brennendem Torf roch und die Erde ganz schwarz aussah.

»Machst du nicht«, sagte also Rudela patzig und setzte sich an ihren Platz am gedeckten Tisch aus grob gezimmertem Eichenholz. Gegenüber hing ein Ölgemälde, das, wie man Rudela erklärt hatte, die Vorbereitungen zu einer Schwarzwälder Hochzeit aus dem Jahr 1872 zeigte. Rudela liebte dieses Bild und vertiefte sich so oft darin, dass sie es mittlerweile mit geschlossenen Augen hätte beschreiben können – jedes einzelne Detail, besonders aber das Mädchen mit den schwarzen Locken und den traurigen, erschöpften Augen, das einen Lorbeerkranz um ein handgeschriebenes Schild wand, auf dem, halb sichtbar, »Alles Glück dem Brautpaar« zu lesen war. Im Vordergrund, mit dem Rücken zum Betrachter, stand ein Mädchen etwa in Rudelas Alter mit langen Zöpfen und einem Kleinkind auf dem Arm. Manchmal stellte sich Rudela vor, dass sie mit diesem Mädchen tauschen und für immer und ewig in diesem Bild verschwinden könnte.

»Jetzt iss!«, rief Josepha.

»Iss!«, tönte Wilhelm, Rudelas zwölfjähriger Bruder, und klopfte mit seinem Löffel auf den Zinnteller; es gab ein hartes, klingendes Geräusch, während das Kartoffelmus in alle Richtungen spritzte. Wilhelm war nicht so wie andere Kin-

der. Man konnte nicht mit ihm spielen, er sprach wenig und das Wenige so undeutlich, dass man ihn oft gar nicht verstand. Er lachte, wenn es nichts zu lachen gab, oder heulte wie eine Sirene, ohne dass ein Grund dafür ersichtlich war.

Rudela begann zu essen, ohne viel zu schmecken, und überlegte sich dabei einen Namen für das traurige Mädchen auf dem Bild, dessen kleine Schwester sie dann sein würde.

Anna, dachte sie. Anna wäre schön.

In der Zwischenzeit begab sich Helens Kammerjungfer Mariechen in Helens Ankleidezimmer im zweiten Stock und nahm ein Kleid aus dem Schrank, das sie heute früh in den Dampf von Helens Badewanne gehängt hatte, damit sich die Seide glättete. Das Kleid war dunkelblau, lose geschnitten, knöchellang und hatte einen tiefen Ausschnitt, umrahmt von einem weißen, spitzen Kragen im Matrosenstil. Mariechen, die eigentlich Marianne hieß, aber viel zu zierlich für diesen massiven Namen war, hielt ihre Nase an den Stoff und bemerkte erleichtert, dass er nur nach dem Lavendelsäckchen roch, das im Schrank die Motten fernhalten sollte. Manchmal stellte sie sich vor, wie sie selbst in einer dieser Roben aussehen würde; Gedanken, die in den tiefen, dunklen Wald führten, wie ihre Mutter sagen würde, abgesehen davon, dass ihr Helens Sachen ohnehin zu groß waren.

Sie legte das Kleid neben das Korsett und die Unterröcke auf Helens Bett, setzte sich auf den Stuhl daneben und wartete auf das gnädige Fräulein, das sich wie üblich verspätete. Durch das Fenster glühte das Restlicht der untergegangenen Sonne und beleuchtete das samtbezogene Sofa im Rokokostil gegenüber vom Bett, und Mariechen fielen die Augen zu, ohne dass sie es recht merkte. Es war ein fließender Übergang von Wachheit zu einem unruhigen Schlaf; plötzlich träumte sie von Händen, die ihren Kopf zusammenquetschten wie eine auszupressende Zitrone, und schreckte mit einem Seufzen hoch, als Helen ihr die Hand auf die Schulter legte. Im Zimmer war es dämmerig blau, und die Luft fühlte sich klamm an.

»Alles ist gut«, sagte Helen. Sie nahm die Hand wieder fort, ging zur Tür und machte das Deckenlicht an.

»Sie haben sich allein umgezogen«, sagte Mariechen.

»Das macht nichts«, sagte Helen. »Ich brauche doch abends nicht immer ein neues Korsett.«

»Ich hätte Ihnen trotzdem helfen sollen. Mit allem anderen.«

»Das nächste Mal. Jetzt musst du mir die Frisur richten.« Helen setzte sich an den Toilettentisch und schaltete den Lämpchenkreis um den Spiegel an. Mariechen sprang auf und stellte sich hinter sie.

»Kein Haarteil«, sagte Helen. »Dafür ist es zu spät.«

»Ich frisiere Ihnen einen neugriechischen Knoten. Sie haben so schöne Locken heute, da brauche ich weder eine Brennschere noch ein Haarteil.«

Helen lächelte sie im Spiegel an und nickte, als Mariechen sich an das Stecken der Hochfrisur machte.

»Warst du schon einmal verliebt, Mariechen?«

»Nein, gnädiges Fräulein.« Ihre Blicke begegneten sich erneut, diesmal lächelte Helen nicht, und einen Moment lang hatte Mariechen das starke Gefühl, dass sich das gnädige Fräulein vor etwas fürchtete. Unwillkürlich ließ sie die Hände sinken, die Frisur fiel prompt seitlich in sich zusammen, und Helen lachte laut auf, von Angst keine Spur, was hatte sie sich nur eingebildet?

»Was ist denn mit dir, Liebes?«

»Bitte verzeihen Sie!«

»Wir fangen einfach wieder von vorne an.«

»Ich beeile mich.«

»Es gibt dramatischere Dinge, als zu spät zum Souper zu erscheinen«, sagte Helen mit diesem süßen Zwinkern in den Augen, das Marie so liebte, also strengte sie sich doppelt an, um das gnädige Fräulein noch schöner zu machen, als es ohnehin schon war.

Vor dem Souper an diesem Abend – dem letzten Abend, bevor Rudela ihren Sprengsatz platzieren würde – unterhielten

sich Heinrich und Donata in Donatas Boudoir. Es war in einem violetten Ton gestrichen, ein rotgolden bestickter Brokatteppich aus China schmückte die Wand, die an ihr Schlafzimmer grenzte, während die gegenüberliegende von einem mannshohen Spiegel mit einem Jugendstilrahmen aus Ebenholz eingenommen wurde. Davor stand Donata und steckte ihre Haare hoch, obwohl das ihre Kammerzofe Klara bereits getan hatte, nur eben nicht zu Donatas voller Zufriedenheit.

»Auch heute wird sie wieder von ihm anfangen«, sagte sie zu Heinrich, der vergeblich versuchte, es sich auf ihrem schmalen Biedermeiersesselchen bequem zu machen.

»Wie kommst du darauf? Wir haben mindestens drei Soupers lang nichts über den Göttlichen gehört.«

Donata drehte sich um und betrachtete Heinrich, als wäre er nicht ihr Mann, sondern ein Fremder, der sich zufällig in ihren intimsten Wohnbereich verirrt hatte. »Diese Leute sind eine Plage«, sagte sie schließlich, Heinrichs freundliche Ironie absichtlich ignorierend, und wandte sich wieder dem Spiegel zu, um eine letzte Haarnadel festzustecken. Sie musterte ihr Ebenbild mit kritischem Wohlwollen und war kurz davor, Heinrichs Gegenwart und ihr viel zu schroffes Urteil zu vergessen, doch wieder einmal misslang dies, weil Heinrich die Sache nicht auf sich beruhen lassen konnte. Beachte mich einfach nicht, wenn ich so bin!, hätte sie ihm am liebsten zugerufen, reagiere einfach nicht darauf, aber das hätte vielleicht eine weitere Diskussion zur Folge gehabt, deshalb ließ sie es bleiben, und so verharrten beide wie üblich in den zementierten Rollen ihrer langjährigen Beziehung. »Hass ist ein zu großes Wort für eine kleine Frau wie Gertrud«, sagte Heinrich auf seine geschraubt-humorvolle Art, und Donata konterte sofort mit einem scharfen »Keineswegs!«

»Nata ...«

»Ich bleibe dabei!«

»Und Benedicta verdient eher unser Mitleid, findest du nicht?«

»Hässlichkeit entschuldigt Dummheit, oder wie meinst du das?«

»Es ist doch nur noch ein Abend.«

»Das ist einer zu viel.«

»Sie sind gute Menschen. Im Grunde genommen.«

»Das können sie gut verbergen. Hinter Idiotie und Gehässigkeit, eine wirklich unwiderstehliche Kombination, findest du nicht?«

»Wollen wir gehen? Es ist Zeit.«

»Ich könnte sie anders platzieren. Weiter weg von uns.«

»Das wäre ein Affront, meine Liebste. Man ändert nicht plötzlich die Tischordnung.«

»Die *du* festgelegt hast.«

»*Mea culpa, mea maxima culpa*, meine Liebste.« In Heinrichs Nacken bildeten sich winzige Schweißperlen, etwas Kühles schien ihn von hinten anzuwehen, und der Gedanke ans Abendessen bereitete ihm plötzlich leichte Übelkeit. Er schob es auf die stickige Luft im Boudoir, die zahlreichen Kerzen, auf die Donata bestand, obwohl sie seit einem Jahr in vielen Räumen – auch diesem – elektrisches Licht hatten, worauf Heinrich sehr stolz war, was aber seine Frau nicht wirklich wertschätzte.

Er stand auf und reichte Donata seinen Arm.

Zehn Minuten später schlenderte Helen absichtlich langsam die Treppe hinunter, vorbei an den vierzehn Ahnenporträts, die sie musterten, aber auch an ihr vorbeisahen, aus einem unbestimmten Gestern heraus in eine Zukunft hinein, die sie kaltlassen konnte, nachdem sie ohnehin längst tot waren. Je nach Lichteinfall veränderten sich ihre Gesichter, wirkten sanft und freundlich, fast *lebendig*, oder aber streng und abweisend, oder sie erstarrten – wie heute – in würdevoller

Gleichgültigkeit. Zu Helens Geheimnissen gehörte, dass ihr die drei Frauen und elf Männer in den mächtigen, teilweise abblätternen Goldrahmen als Kind Angst gemacht hatten und dass sie es seitdem vermied, zu lange hinzusehen, als könnten sie sonst Macht über sie erlangen und sie in ihr totes Dasein hineinziehen.

Trotzdem beeilte sie sich nicht, ging vielmehr langsam und trödelnd wie ein Kind, unglaublich glücklich und zugleich wieder einmal so aufgewühlt, dass sie glaubte, in Gesellschaft kein Wort herausbringen zu können. Unten angekommen, blieb sie stehen, mit verschränkten Armen an den polierten Holzknauf des Geländers gelehnt, zögerte den Moment hinaus, in dem sie sich den Blicken der anderen stellen musste. Sie war überzeugt davon, dass alle es ihr ansehen würden oder, viel schlimmer noch, dass sie ihnen die Wahrheit ins Gesicht schleudern würde.

Ich liebe ihn!

Sie erschauerte bei dieser Vorstellung. Etwas raunte in ihr: Du kannst nicht mehr zurück.

Alles ist gut, dachte sie, vielmehr: wollte sie denken.

Helen lächelte, aber nicht still für sich, sondern demonstrativ, als würde ihr jemand dabei zusehen, wie sie den Beweis antrat, dass wirklich und wahrhaftig alles in Ordnung war. Und das war es auch; Cora, die Weimaraner Hündin, kam plötzlich von irgendwoher schwanzwedelnd auf sie zu, und Helen streichelte sie abwesend.

»Hallo, meine Süße«, sagte sie, und Cora schaute sie an, als würde sie direkt in ihr Herz blicken, was sie manchmal tat, wenn man traurig oder verwirrt war, doch dann wandte sie sich ab und lief die Treppe zum Gesinde hinunter, wo es für sie immer etwas zu naschen gab. Helen straffte sich, durchquerte die Eingangshalle, öffnete leise die weiß lackierte Flügeltür zum Esszimmer und balancierte auf Zehenspitzen an ihren Platz zur Rechten Donatas, die wie üblich an der Tête

residierte. Am anderen Ende der Tafel saß Heinrich, und gegenüber von Helen war Georg platziert, der die Augen gesenkt hielt, als könnte er ihren Anblick kaum ertragen, und dann gab es neben den Großeltern und den Hauslehrern noch die übliche Gästeschar, die sich vor dem Hintergrundgeräusch des rhythmischen Geklappers von Besteck auf Tellern lautstark unterhielt, denn nichts war unhöflicher und peinlicher, als bei einer Mahlzeit zu schweigen. Auf dem Esstisch aus lackiertem Mahagoni standen vier identische silberne Kandelaber mit jeweils drei brennenden Kerzen, weißes Porzellangeschirr, das das Wappen der von Dahlwitz zierte – zwei gekreuzte Schwerter vor einer Tanne –, und geschliffene Kristallgläser, und natürlich gab es noch das Silberbesteck mit dem Rankenmuster, das die Diener hassten, weil es unglaublich schnell schwarz anlief und deshalb mindestens einmal wöchentlich mit einer metallisch riechenden Flüssigkeit geputzt werden musste.

Donata, die Königin Frommbergs, trug ein grünes, hochgeschlossenes Kostüm aus Rohseide mit taillierter Jacke und weitem Rock, das ihre Schneiderin in Deutsch Krone nach einem Pariser Modell kreierte hatte. Es ist nicht einfach, sie zu beschreiben; sie war so voller Widersprüche, ausgestattet sowohl mit den besten als auch den schlechtesten Eigenschaften, wie Disziplin und Stolz, Arroganz und Leidenschaft, Humor und Sturheit. Vielleicht sollte man mit dem Äußeren beginnen und sich langsam ins Innere vortasten. Donata war schlank und groß und hielt sich sehr gerade, obwohl sie seit Jahren unter permanenten Rückenschmerzen litt, die nur noch im Liegen verschwanden. Sie hätte in der sanften, gelblichen Beleuchtung als Helens ältere Schwester durchgehen können, wäre ihr Habitus nicht so entschieden erwachsen gewesen. Sie hielt sich selbst für streng, aber warmherzig und ahnte in absoluter Verkennung ihrer tatsächlichen Ausstrahlung nicht, wie viele Menschen mehr Angst als Respekt vor

ihr hatten. Sie predigte ein Leben nach den Gesetzen des Anstands und des protestantischen Christentums, war aber in Wirklichkeit eine Anarchistin, die sich ihre eigenen Regeln schuf, ein Urteil, das sie empört von sich gewiesen hätte, da Selbsterkenntnis nicht zu ihren Stärken zählte.

An diesem Abend fühlte sie sich nach dem Geplänkel mit Heinrich beinahe entspannt, zumindest aber einigermaßen zufrieden trotz ihrer Erschöpfung nach einem Sechzehn-Stunden-Tag, der um halb sechs Uhr mit einer Tasse ungesüßten Tee und der Morgenandacht in dem Fachwerkkirchlein neben dem Schloss begonnen hatte. Danach gab es Briefe zu schreiben und Rechnungen anzuweisen, schließlich musste die Zubereitung des Mittagmahls überwacht werden, dann letzte Hand an die Organisation des Erntefests gelegt werden, das Donata jedes Jahr gemeinsam mit Heinrich eröffnete und das an diesem Wochenende stattfinden sollte. Das alles war anstrengend, insofern trug zu Donatas besserer Laune vor allem die Tatsache bei, dass die Familie Lehnshagen mit der geschwätzigten Gertrud, dem stummen Ferdinand und der dicken Tochter Benedicta morgen früh zu einem der Nachbargüter weiterreisen würde.

Gäste waren manchmal Segen, manchmal Heimsuchung, aber immer blieben sie ein bisschen zu lange, jedenfalls zu lange für Donatas Geschmack, und speziell Gertrud und Benedicta waren eine besondere Herausforderung.

»Wie schade, dass Jürgen nicht da ist, du vermisst ihn sicher?«, fragte Gertrud Helen, kaum dass sie sich gesetzt hatte.

»Oh, natürlich«, sagte Helen. »Aber er hat bald Semesterferien.« Sie lächelte Georg an, der ihrem Blick weiterhin auswich und stattdessen mit übertriebener Sorgfalt ein Stück Rehbraten zerteilte.

»Sein Studium lässt ihm nicht viel Zeit«, sagte Donata, ohne Georgs seltsames Verhalten zu bemerken.

»Was studiert er eigentlich, liebste Donata?«

»Nun, natürlich Landwirtschaft, liebe Gertrud, er wird ja eines Tages, so Gott will, das Gut übernehmen. Hatten wir darüber nicht schon gesprochen? Mehrmals, wenn ich mich nicht irre?«

»Das ist durchaus möglich. Ich habe so viel im Kopf, da entfällt mir so manches.«

»Wirklich?«, sagte Donata und genoss es, Gertrud mit aller Leidenschaft nicht zu mögen und dabei zu lächeln.

»Muss er nicht in den Krieg?«

»Nein, wie gesagt, er ist erst neunzehn.«

»Er könnte sich freiwillig melden, nicht wahr?«

»Sicher könnte er das, allerdings müsste er dafür sein Studium unterbrechen, und das ist mindestens so wichtig, wie den Heldentod fürs Vaterland zu sterben, nicht wahr?«

»So denkst du also darüber?«

»Nun, jeder sollte das tun, was er am besten kann, oder was meinst du? Jürgen ist kein Soldat, das Kämpfen ist ihm nicht gegeben, seine Liebe gehört der Scholle. Das Deutsche Reich braucht auch Menschen wie ihn, das ist mein Standpunkt, den du meiner Ansicht nach schon kennst. Möchtest du noch etwas Wein?«

»Nun ...«

»Heinrich, würdest du Gertrud nachschenken? Arnold ist offenbar gerade nicht disponibel. Ich kann ihm natürlich auch läuten.«

»Nein, nein, das mache ich gerne, Nata. Ich hoffe, der Wein schmeckt dir, liebe Gertrud, es ist ein Riesling aus dem Elsass.«

»Ja, ganz wunderbar. Im Abgang etwas kurz, aber von sanfter Fülle.«

»Vaterlandslose Gesellen können keine große Kunst schaffen«, sagte Benedicta währenddessen zu Georg, Donata schloss die Augen in dem Wissen über das Kommende und

ergab sich dabei der absolut unangebrachten, aber höchst angenehmen Fantasie, Benedicta eine Ohrfeige zu geben, deren Wucht ihre voluminösen Backen in heftige Schwingungen versetzen würde.

»Ist dir nicht gut?«, fragte Benedicta prompt, die nicht nur mit starkem Übergewicht, sondern auch mit einer durchdringend schrillen Stimme geschlagen war, weshalb die übrigen Unterhaltungen sofort erstarben und die Aufmerksamkeit aller sich auf Donata konzentrierte.

»Es geht mir gut, keine Sorge«, sagte Donata. »Wie war dein Reitausflug, liebe Benedicta?«

»Oh, nach einer Stunde war ich bereits vollkommen erschöpft. Ich habe dann gelesen.«

»Ach wirklich?«, sagte Donata. »Aber es war doch gar nicht so heiß. Vielleicht solltest du dich generell ein wenig mehr bewegen. Was hältst du davon?«

»Es war viel zu heiß zum Reiten, ich schwöre es dir, liebe Tante. Doch das machte nichts. Ich habe mich stattdessen in *Das Judenthum der Musik* vertieft.«

»Ich hatte dir doch die *Die Buddenbrooks* geliehen«, schaltete sich Heinrich, der Friedensstifter, ein. »Ein wirklich beeindruckender Roman voller tief gehender Erkenntnisse über das wahre Wesen des Menschen.«

»Ich könnte dir *Schuld und Sühne* geben«, rief Helen. »Das ist wirklich ein prachtvolles Buch, dick und schwer wie ein Ziegelstein, prall gefüllt mit russischer Seele und dabei so filigran formuliert.«

»Vielen Dank, aber ...«

»Sei ehrlich, Benedicta, du liest doch nun schon seit Wochen in diesem überschaubaren Werk. Siebenundfünfzig Seiten, wenn ich nicht irre?«

»Ich habe nicht nachgezählt«, sagte Benedicta und zerdrückte eine Kartoffel in der dunklen Soße. »Es ist so gehaltvoll.«

»Aber siebenundfünfzig Seiten in drei Wochen ... Ich meine, lernst du alles auswendig?«

»Tatsächlich versuche ich, die wichtigsten Leitsätze zu behalten. Darf ich zitieren?«

»Liebe Benedicta, das hast du doch schon mehrfach getan«, sagte Donata, und nun begann ihre Stimmung leider doch zu kippen, was bedeutete, dass sie ihre herzliche Abneigung nicht länger genoss, sondern darunter zu leiden begann, was in der Vergangenheit bereits zu dem einen oder anderen Eklat geführt hatte, aber diesmal unbedingt zu vermeiden war, wenn sie nicht ernstlichen Ärger mit Heinrich riskieren wollte. »Mir kommt es fast so vor, als hätte ich es selbst gelesen.«

»Nun, das sind die Ansichten und Erkenntnisse des größten Komponisten, den die Welt je gesehen hat, insofern solltest du vielleicht tatsächlich einmal hineinschauen. »Der Jude ist unfähig durch seine äußere Erscheinung, seine Sprache, am allerwenigsten aber durch seinen Gesang, sich uns künstlerisch kundzugeben, er kann nur nachsprechen oder nachkünsteln.« Das trifft es doch, nicht wahr? Denken wir an Mendelssohn. Er imitiert die Meister der Klassik, er schafft nichts Eigenes.«

»Ein interessanter Standpunkt«, sagte Donata und klingelte nach Arnold. »Könntest du mir das anhand seiner Stücke genauer ausführen?«

»Nun, Wagner schreibt ...«

»Vielleicht solltest du demnächst ein Konzert besuchen, um dir selbst ein Bild zu machen. Was hältst du davon?«

»Ich liebe Mendelssohns Orgelkonzerte«, ließ sich eine der Hauslehrerinnen vernehmen, doch viel zu leise, sodass niemand sie beachtete.

»Diese Diskussion kommt mir seltsam bekannt vor«, warf Heinrich ein und lächelte, wobei er aber Donata über den Tisch hinweg sehr fest ansah. Und da Heinrich diesen für sei-

ne Verhältnisse einigermaßen stählernen Blick nur selten einsetzte, hielt sich Donata tatsächlich zurück, bis Arnold kam, um abzuräumen und das Dessert zu servieren, und sich das Gespräch nun endlich anderen Dingen zuwandte, wie dem bislang wenig sommerlichen Wetter und was es für die Ernte zu bedeuten hatte, unter sorgfältiger Umgehung des Themas, das tatsächlich allen unter den Nägeln brannte, nämlich der Krieg.

Nach diesem mit einigen Minen und Fallstricken versehenen Souper trafen sich Georg und Helen zu einem heimlichen Spaziergang. Eng umschlungen schlenderten sie, geschützt von der Dunkelheit, durch den Park des Urstromtals. Als sie die Trauerweide nah am Bach erreichten, schob Georg die herabhängenden rutenförmigen Zweige beiseite wie einen Vorhang, der hinter ihnen wieder zufiel, während einzelne Blätterranken Helen wie eine Liebkosung über das Gesicht strichen. Der Baum schien sich über sie zu beugen, als wollte er sie behüten, und Georg zog seine Jacke aus und legte sie nah an den Stamm.

»Ich liebe Gertrud«, sagte Helen, als sie sich auf die Jacke setzte. »Doch Benedicta ist noch reizender, findest du nicht?« Der Mond spiegelte sich im Bach, brach sich in den Wellen und beleuchtete von unten ihr Gesicht, das im flackernden weißen Licht blass, fast geisterhaft wirkte. Georg wollte sie an sich ziehen, aber sie widersetzte sich mit einer fast zornigen Verve, was sie manchmal tat und worunter Georg stets sehr litt.

»Was hältst du von Gertrud?«, fragte sie hartnäckig.

»Nichts«, sagte er ärgerlich.

»Oh, komm schon. Und Benedicta? Sie ist doch ...«

»Sie sind mir beide egal.«

»Aber du musst doch eine Meinung haben.«

»Ich muss gar nichts.«

Georg lehnte sich an den Stamm. Die Wolken verzogen sich, und er sah durch die Ranken hindurch in den Mond, der manchmal einem unheimlichen Gesicht glich, ja fast einem ... »Totenkopf«, murmelte er.

»Bitte?« Helen lehnte sich an seine Schulter, aber er war immer noch beleidigt über die Abfuhr und machte sich steif.

»Der Mond«, sagte er. »Er erinnert mich manchmal an einen Totenkopf.«

»Du bist verrückt. Was ist mit dir?«

»Doch, sieh nur. Diese Flecken. Man muss ein wenig Fantasie aufwenden ...«

»Ach was!«

»Doch.«

»Nein.«

»Doch. Lass das sein!«

Aber Helen hörte nicht auf, ihn zu kitzeln, und schließlich musste er doch lachen, und dann begannen sie sich zu küssen, bis Helen sich losmachte – aber diesmal zärtlich und sanft – und sagte, dass sie jetzt gehen würde. Sie stand auf und zog an seiner Hand, bis er sich schließlich ebenfalls erhob. Als er vor ihr stand und auf sie herunterschaute, wusste sie wieder, dass sie ihn liebte. Über alles. Sie vergaß es manchmal, wie man eine Selbstverständlichkeit vergaß, und dann verletzte sie ihn mit Nichtachtung, und es gab ein Hin und Her, bis er sich wieder versöhnen ließ, aber das gehörte dazu.

Das war normal.

Die Luft war mild, als sie sich – nun züchtig nebeneinander gehend – auf den Weg zurück ins Schloss machten.

Zur selben Zeit war Heinrich wie jeden Abend mit Cora unterwegs, aber auf der anderen Seite des Schlosses, Richtung Norden, wo sich die Felder befanden und dahinter der Wald. Eigentlich sollte es nur ein kurzer Spaziergang werden, doch der Mond schien jetzt so hell, dass sich die Landschaft wie verzaubert darbot und Cora, aufgestachelt und voller Neu-

gier, im Weizenfeld verschwand, wieder zurück auf den Feldweg kam und Heinrich mit der Schnauze anstupste, um auf eine Fährte zu verweisen.

»Ist gut, jetzt nicht«, sagte Heinrich und tätschelte den schmalen Kopf, während vor ihnen ein aufgeschreckter Hase mit weiß leuchtender Blume im Zickzackkurs davonlief. Als Cora Anstalten machte hinterherzujagen, hielt er sie am Halsband fest. »Sitz«, sagte er leise, und sie setzte sich folgsam. Sie blieben stehen, bis das Tier außer Sichtweite war. »Brave Cora«, sagte Heinrich, und das war ihr privater Code, der besagte, dass sie wieder aufstehen durfte, jedoch nah an seinem Bein zu bleiben hatte.

Cora war ein tüchtiger, perfekt trainierter Jagdhund, wenn man sich damit abgefunden hatte, dass sie freiwillig kein Raubwild anrührte. Nur mit Tricks, großer Energie, Härte und viel Ausdauer schaffte es Heinrich gemeinsam mit Georg, der ihn in letzter Zeit häufig auf die Jagd begleitete, Cora einen Marder, einen Fuchs oder eine Wildkatze ein paar Meter weit tragen zu lassen. Dafür war sie das seelenvollste Tier, das Heinrich je besessen hatte. Die ganze Familie liebte sie heiß, doch wenn Heinrich kam, vergaß sie jeden anderen, und diese Treue rührte ihn mehr, als ihm recht war, denn eigentlich waren ihm große Gefühle fremd und sogar ein wenig unheimlich. Sah er aber Cora an, leuchtete in den Tiefen ihrer Augen ein goldener Schimmer auf, und wenn man mit ihr sprach, schien sie auf eine tiefe, unergründliche Art alles zu verstehen, was man sagte, selbst wenn es gar nichts mit ihr zu tun hatte.

Und so hatte Heinrich es sich angewöhnt, ihr manchmal sein Herz auszuschütten auf langen Spaziergängen oder nach der Jagd, wenn sie erschöpft und zufrieden mit reicher Beute auf dem Nachhauseweg waren.

Und Cora sah ihn dann unverwandt an, manchmal ermutigend und manchmal mitfühlend, und nein, dachte er, das bil-

dete er sich nicht ein; er hatte schon viele Hunde besessen, aber keiner war so gewesen wie sie.

»Meine Cora«, sagte Heinrich, während sie sich langsam wieder auf den Weg zurück machten. Cora schmiegte sich eng an sein Bein; er spürte ihr freudiges Wedeln, und plötzlich kniete er sich hin und umarmte sie, weil ihm klar wurde, dass auch sie nicht ewig leben würde. Vielleicht noch drei, höchstens vier Jahre, dann würde er sie begraben müssen wie ihre Vorgänger, und diese Vorstellung brach ihm gerade fast das Herz.

Währenddessen kam Donata nach oben, um mit Rudela zu beten. Meistens weckte sie ihre Tochter mit diesem späten Ritual auf, und Rudela fiel es dann schwer, erneut einzuschlafen, aber sie beschwerte sich nie, denn es war einer der Höhepunkte des Tages, eine der wenigen Gelegenheiten, ihre Maman zu sehen. An diesem Abend trug Rudela ein weißes, frisch gestärktes Nachthemd mit Spitzen am Stehkragen, die unangenehm scheuerten und rote, brennende Stellen am Hals hinterlassen würden, aber sie wusste, dass Donata für solche Fisimatenten kein Verständnis haben würde, also würde sie nichts sagen, sondern lieber später die Knöpfe öffnen und den Kragen so weit wie möglich herunterkrepeln. Sie hörte die Schritte ihrer Mutter auf der Treppe, dann das kurze Zögern vor Wilhelms Zimmer, das knarzende Öffnen und vorsichtige Schließen seiner Tür, denn war Wilhelm bereits eingeschlafen, war es nicht klug, ihn für das Nachtgebet zu wecken; oft begann er dann in einem weinerlichen Singsang zu klagen und hörte stundenlang nicht mehr damit auf.

Rudela öffnete die Augen, als ihre Maman sich neben sie auf die Bettkante setzte. Sie richtete sich auf und faltete die Hände.

*Ich danke Dir, mein himmlischer Vater,
durch Jesus Christus, Deinen lieben Sohn,*

*dass Du mich diesen Tag gnädiglich behütet hast,
und bitte Dich, Du wollest mir vergeben alle meine Sünde,
wo ich Unrecht getan habe,
und mich diese Nacht auch gnädiglich behüten.
Denn ich befehle mich, meinen Leib und Seele
und alles in deine Hände.
Dein heiliger Engel sei mit mir,
dass der böse Feind keine Macht an mir finde.
»Amen«, sagte Rudela.*

»Amen«, sagte Donata und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. Sie roch nach Parfum, nach Rauch und – ein bisschen säuerlich – nach Wein. Eine Haarsträhne hatte sich aus ihrer Hochfrisur gelöst, und Donata schob sie hinter ihr Ohr, an dem ein goldener Stecker mit jeweils zwanzig kleinen Diamanten und einem Saphir in der Mitte blitzte. Rudela machte die Augen zu und widerstand der Versuchung, ihrer Maman von dem Verdacht mit den Zwergen zu erzählen, denn voraussichtlich würde ihre Maman sie seltsam ansehen und schließlich wieder von der Idee anfangen, Rudela auf »eine richtige Schule« zu schicken, ein Pensionat, wo sie »wirklich etwas lernte« und man ihr alle Flausen austreiben würde.

Am nächsten Tag – dem Tag also, der alles verändern sollte – verkroch sich Rudela in ihrem zweiten Versteck, während Josepha sie überall suchte, weil ihre Exzellenz, die gnädige Frau, zum wiederholten Mal festgestellt hatte, dass Rudela ihre Unterrichtsstunden bei Frau Heimstetten schwänzte.

»Wo ist sie, Josepha?«

»Ich ...«

»Du bist für sie verantwortlich! Such sie!« Dabei sah die gnädige Frau aber auf ihre typische Weise an Josepha vorbei, zerstreut, wie sie manchmal war angesichts ihrer tausend Verpflichtungen, und Josepha wusste, dass sie Rudela und ihre Verfehlungen in spätestens fünf Minuten vergessen haben würde.

Sie knickste. »Ich suche sie, gnädige Frau.«

»Ich verlasse mich auf dich.«

»Sehr wohl.« Josepha zuckte zusammen, denn plötzlich war der Blick der gnädigen Frau so auf sie gerichtet, dass er sich anfühlte wie ein Schlag.

»Finde sie!«

»Sehr wohl.«

Rudela war die jüngste Tochter von Donata von Dahlwitz, geborene Hardt, und sie sollte ihr Leben lang unter Donatas Fuchtel stehen. Ja, das war ihr Schicksal, nachdem alles so kam, wie es eben kam, von Gott gewollt, wie sie glaubte, aber worüber sie trotz allen Ungehorsams niemals nachdachte, weil es doch damals normal war, Dinge hinzunehmen in der Überzeugung, dass es eine Instanz gab, die alles regelte, was nicht in Menschenhand lag.

Dabei war es fast ohne Belang, dass Gott, der Herr in seiner unendlichen Güte, durchaus manchmal Entscheidungen traf, die Ungläubige nicht nur nicht gütig, sondern sogar schlicht infam nennen würden. Wie im Fall Donatas, die Heinrich von Dahlwitz geheiratet hatte, weil Heinrich nicht nur einigermaßen sympathisch, manchmal sogar witzig war, sondern auch weil er ein Rittergut besaß, Donata sich auf dem Land wohlfühlte und sich außerdem gern als Schlossherrin und Ehefrau eines adeligen Junkers sah. Gottes Wille schien sich demnach anfangs mit ihren eigenen Neigungen zu decken – und nichts anderes war Donata, geliebte Tochter reicher Eltern, gewohnt: dass Gott ihr mehr oder weniger zu Diensten war –, doch damit hatte sie, so sah sie es selbst in ihren seltenen, aber umso verzweifelteren Momenten der Reue, die Sünde der Hoffart begangen, und das bestrafte der Barmherzige einigermaßen unbarmherzig, nämlich keineswegs nur mit der Erkenntnis, dass sie Heinrich trotz aller Anstrengungen nicht so lieben konnte, wie eine Frau ihren Mann lieben sollte, sondern auch mit dem Tod ihrer einzigen wahren Liebe.

Diese Krise ging vorbei, irgendwie, doch sie hinterließ Narben und Wunden, die nicht verheilten. Der Schmerz hatte sich einmal Zugang zu Donata verschafft und sich auf diese Weise einen Weg gebahnt, den er im Lauf der Zeit mit perfider Effizienz zur breiten Chaussee ausbauen sollte, auf der er immer schneller vorankam, sich immer tiefer in ihr Leben hineingrub, zwar stillschweigend ignoriert, verbannt in Alpträume, aber dadurch lediglich veranlasst, sich neue Routen zu erschließen, bis weit in die nächste Generation hinein. So hatte Donata, ein Jahr bevor Rudela auf die Welt gekommen war, eine Fehlgeburt erlitten, von der Rudela nie erfahren sollte; dennoch oder gerade deswegen gab es in ihren Vorstellungen ein halb fertiges Kind, das nicht auf die Welt kommen wollte, und manchmal war sie ganz sicher, dass sie selbst dieses Kind war.

Gerade in solchen Momenten musste sie allein sein, ganz allein, und das war schwer möglich in einem Haus mit dreizehn Diensthofen, vier Geschwistern, fünf Hauslehrern, zwei Eltern und zwei Großeltern, ganz zu schweigen von den Gästen, die in einem steten Strom an- und abreisten und sich in der Zwischenzeit erkundigten, wann der Tee serviert wurde, wo sich der Reitstall befand, ob man ihnen rasch ein Glas Milch besorgen konnte oder Tante Sowieso irgendwo gesehen hatte.

Rudelas zweites Versteck war die Eiche auf der Nordseite des Neuen Schlosses. Sie konnte schon als kleines Kind gut klettern, und so hatte bisher noch kein Mensch bemerkt, wie routiniert sie die Finger in der narbigen Rinde vergrub und sich dann – zack, zack, zack! – mit Händen und Füßen von Ast zu Ast hangelte, um schließlich von der massigen Krone des Baums verschluckt zu werden. Bei schönem Wetter schimmerten einzelne einfallende Sonnenstrahlen wie Goldfäden, wenn es regnete, spürte sie die Nässe wie einen sanften Schleier auf der Haut. Vor einigen Wochen hatte sie es geschafft, ein Brett aus der Schreinerwerkstatt zu stibitzen und zu ihrem Lieblingsplatz zu transportieren, das nun zwischen zwei dicken, sich gabelnden Ästen klemmte und als Sitzgelegenheit, aber auch als Regenschutz für die Bücher darunter diente, die Rudela aus dem Regal in der Bibliothek entwendet hatte.

In einem dieser Bücher – dem Band mit den gereimten Sagen aus Pommern und Westpreußen – las sie, auf ihrer wackligen Behelfsbank an den Stamm gelehnt, als sie aus der Ferne Josephas Stimme hörte, die vergeblich nach ihr rief, etwa zu dem Zeitpunkt, als die letzte der fünf Frühjahrsoffensiven des deutschen Heeres an der Westfront zu Ende ging, mit 52 034 Opfern auf der deutschen und 45 806 auf der alliierten Seite, wovon Rudela nichts wusste, aber schon seit ein paar Monaten fühlte sie, dass Dinge in Bewegung geraten waren.

Wind kam auf und legte sich wieder. Das an- und abschwellende Rauschen der Blätter beruhigte sie normalerweise, aber heute tat es in ihren Ohren weh, machte sie ganz furchtbar nervös, und sie war schon im Begriff, aufzustehen und sich am Stamm hinunterzugleiten zu lassen, als sich zwei der vielen Katzen, die das Gut bevölkerten, mit höllischem Gekreische über den Hof jagten und neben dem Hühnerstall verschwanden, für den Rudela verantwortlich war, seitdem sich herausgestellt hatte, dass sie in Ohnmacht fiel, wenn eine Sau unter entsetzlichem Quieken geschlachtet wurde, und sie sich beim Rühren der Blutsuppe für die Blutwurst regelmäßig übergeben musste (und einmal mitten in den Holzbottich hinein).

Also kümmerte sie sich um die Hühner. Mittlerweile kannte sie jedes einzelne mit Namen und wusste, wo sie ihre Eier gern versteckten. Rudelas Lieblingshenne Adele vertraute ihr so sehr, dass sie manchmal ein Ei direkt in Rudelas Hand legte.

Rudela hörte einen leisen Schrei, dann ein Lachen, laut und unbeherrscht, das nach Helen klang.

»Blödes Vieh! Weg da.« Es *war* Helen.

»Steh doch still! Sie hat sich in deinem Rock verfangen! Warte!«

Das musste Georg sein, seine Stimme war tief, aber nicht wie die eines Mannes, sondern kratzig und jungenhaft.

»Du musst ihre Krallen lösen!«, rief Helen so atemlos, als wäre sie gerannt, wie sie überhaupt oft redete, als hätte sie es furchtbar eilig, dabei kannte Rudela niemanden, der sich so langsam bewegte wie Helen. »Mein Gott, ich hasse diese Katzen.«

»Sei nicht so ungeduldig.«

Gedämpftes Lachen.

Rudela kletterte vom Baum. Mittlerweile dämmerte es, aber das lag nicht an der Tageszeit – in diesen Monaten blieb

es bis in die Nacht hell –, sondern an den Wolken, die sich über dem leuchtenden Weizenfeld auftürmten, das sich ein paar Hundert Meter vom Hühnerstall entfernt bis zum Horizont hinzog. Böen peitschten Wellen in das Feld, das aus der Ferne aussah wie eine riesige Bürste, ein paar Regentropfen trafen Rudela ins Gesicht, doch dessen ungeachtet lief sie zum Stall, einem lang gezogenen Gebäude aus ergrautem Holz, hörte das leise Gackern der Hühner, als sie sich an der seitlichen Wand vorbeidrückte, um zu sehen, was dahinter vor sich ging.

Hinter dem Stall, inmitten einer Wiese voller Veilchen, erhob sich eine Blutbuche, ebenfalls ein uralter Baum mit breiter Krone, und darunter standen tatsächlich Helen und Georg, und sie taten etwas so Unglaubliches, dass sich Rudela noch als alte und vollkommen demente Frau an jede Einzelheit erinnern würde: der finstere Himmel, der Sturm, das gelbe Feld mit den Schatten darin, die der Wind grub, und im Vordergrund Georg, der Helens Hände an den glatten Stamm presste, und nicht nur das, sondern auch seinen ganzen schmalen Körper gegen sie drückte und sie küsste – aber eben so, wie man auf keinen Fall zu küssen hatte. Das wusste Rudela, ohne dass es ihr irgendjemand sagen musste; es *gehört* sich einfach nicht, würde Maman bei diesem Anblick mit lauter, schneidender Stimme sagen, und dabei würde sie ihre Augenbrauen zusammenziehen, dass sie nicht mehr glatt geschwungen aussahen, sondern wie zwei sich ringelnde Schlangen.

Doch das Verwirrende war, dass sich Helen *überhaupt* nicht gegen diesen empörenden Übergriff wehrte, sondern ganz und gar *einverstanden* zu sein schien mit dem, was Georg da mit ihr machte. Helens Frisur sah furchtbar unordentlich, ja regelrecht verfilzt aus, und ihr weinrotes Kleid mit dem Musselinrock war so verrutscht, als hätte sie es falsch herum an, aber am schlimmsten fand Rudela, dass die beiden

zwar kaum zehn Meter von ihr entfernt waren, doch diese zehn Meter auch zehn Kilometer hätten sein können. Es kam ihr vor, als befänden sich Georg und Helen in einer Glaskugel, wie sie Hexen in Märchen benutzten, nur waren die viel kleiner; diese Glaskugel sah hingegen riesengroß aus und schirmte sie von allem ab, von der ganzen Welt, auch von Rudela – vor allem von Rudela –, und plötzlich war da ein Gefühl, das sie nicht mochte. Es machte sie klein und unwichtig, als gäbe es sie gar nicht, als würde sie nichts bedeuten, und sie drehte sich um und lief weg, um zu petzen.